

MATT SHAW

DAS
ACHTE
OPFER

Aus dem Englischen von Michael Krug


FESTA

Die englische Originalausgabe *The 8th* erschien 2012.
Copyright © 2012 by Matt Shaw

1. Auflage April 2026
Copyright © dieser Ausgabe 2026 by
Festa Verlag GmbH
Justus-von-Liebig-Straße 10
04451 Borsdorf
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
shop@festa-verlag.de

Titelbild: César Pardo

Alle Rechte vorbehalten

A row of metal lockers in a school hallway. The lockers are arranged in two rows. The top row is more prominent. On the second locker from the left in the top row, there is a dark handprint on the door. The lockers have small rectangular vents near the top and handles. The floor is dark and appears to be made of tiles or linoleum. The overall lighting is somewhat dim, creating a somber atmosphere.

*Für den größten Tyrannen, der zum Glück
aus meinem Leben verschwunden ist:
Mögest du auf ewig in der Hölle leiden.
Deinetwegen bin ich eine gebrochene Seele.*

ANMERKUNG DES AUTORS

Obwohl ich nicht befürworte, auf Gewalt mit noch mehr Gewalt zu reagieren, muss ich zugeben, dass ich es bis obenhin satthabe, davon zu hören, wie Menschen einander schikanieren. Immer öfter hört man in den Nachrichten von Jugendlichen, die sich wegen etwas, das ihnen von Mitmenschen angetan worden ist, das Leben genommen haben. Sie bringen sich um, weil sie keinen anderen Ausweg mehr sehen. Weil sie das Gefühl haben, sie könnten sich nicht an Freunde oder Erwachsene wenden, ohne fürchten zu müssen, ihre Lage noch zu verschlimmern.

In der Schule wurde ich gemobbt. Bis heute bin ich mir nicht sicher, was unter all den anderen ausgerechnet mich zur Zielscheibe gemacht hat – obwohl ich nicht so dumm bin zu glauben, es hätte mich als Einzigen getroffen. Ich bin nie rumgelaufen und habe darum gebeten, gemobbt zu werden. Es hat mich vielmehr verfolgt. Dabei war ich nicht mal ein einfaches Opfer. Hat mich jemand beleidigt – habe ich zugeschlagen. Scheiße, einem, der mich mehrfach schwul genannt hat, habe ich sogar wiederholt eine Tragetasche mit Rugbyschuhen über den Schädel gezogen! Heute kann ich zurückblicken und darüber lachen, weil kein

echter Schaden entstanden ist und ich keinen größeren Ärger bekommen habe. Aber damals war es grauenhaft – sowohl die Beschimpfungen als auch meine Vergeltung ...

Mein Dad hatte wohl recht, als er mich einen »fiesen, rachsüchtigen kleinen Mistkerl« genannt hat. Na ja ...

Denkt daran, ich behaupte nicht, dass Gewalt die Lösung ist. Wenn ihr gemobbt werdet oder jemanden kennt, dem das widerfährt, dann vertraut euch jemandem an. Verheimlicht es nicht und reagiert um Himmels willen nicht aggressiv oder stellt sonst irgendeinen Blödsinn an. Da du gerade in diesem Buch schmöckerst, liest du offenbar gern. Aber ich wette, du willst nichts über Selbstmorde oder Morde mit anschließendem Selbstmord lesen, wie es sich immer wieder in verschiedenen Schulen in unserer verkorksten Welt abspielt.

Matt

PROLOG

Wie jeden Tag traf ich als Letzter im Klassenzimmer ein. Nicht weil ich spät dran war. Im Gegenteil, an den meisten Tagen nahm ich den früheren Bus, um den Massen und meinen Klassenkameraden zu entgehen. So fand ich es einfacher.

Mein Herz pochte heftig, als ich unmittelbar hinter Mrs. Price eintrat. Die Lehrerin schenkte mir kaum Beachtung. Zügig marschierte sie in einem eng anliegenden schwarzen Bleistiftrock und weißer Bluse zu ihrem Schreibtisch vor den Schülern. Ich schloss die Tür hinter mir und ließ die Jalousie des Fensters darin herunter, damit niemand hereinsehen konnte. Das tat ich sonst nicht. Normalerweise störte es mich nicht, wenn andere Lehrer hereinspähten, um sich zu vergewissern, dass wir uns benahmen, während unsere Lehrerin mit dem Rücken zu uns an der Tafel schrieb. An diesem Tag jedoch konnte ich solche Aufmerksamkeit nicht gebrauchen.

Als ich mich von der schweren Eichentür abwandte, starrte mich Mrs. Price wie üblich mit verächtlicher Miene an, obwohl ich nichts angestellt hatte, um es zu rechtfertigen. Ich war mir so gut wie sicher, dass sie mit dem lockigen, schulterlangen blonden Haar, den

großen blauen Augen und den vollen, verführerisch rot bemalten Lippen ziemlich hübsch sein musste – nur ließ es sich durch den strengen Gesichtsausdruck schwer erkennen. Man konnte mit Fug und Recht behaupten, dass sie zu den rigoroseren Lehrerinnen gehörte. Ich rührte mich nicht. Ein Teil von mir wollte meinen üblichen Platz in der ersten Reihe einnehmen, so weit von Piers und seinen Freunden weg, wie ich konnte, ohne mich auf den Schoß der Lehrerin zu setzen. Ein anderer wollte durchziehen, was ich geplant hatte.

Mrs. Price verschränkte die Arme vor der Brust. Wenn sie das tat, wusste man, dass sie wütend war. Zuerst erhielt man den vernichtenden Blick, der selbst in die hartgesottensten Seelen vordrang, dann folgten die verschränkten Arme. Als Nächstes würde sie in einem Ton das Wort ergreifen, der die meisten vernünftigen Menschen in die Flucht schlagen würde, weil man fürchtete, beim Klang dieser Stimme spontan in Flammen aufzugehen. Ihr Ehemann tat mir leid. Nach einigen warnenden, in der Regel mit Sarkasmus gespickten Worten würde sie plötzlich drauflosschreien, als wäre ein Schalter umgelegt worden.

Ein kurzer Blick über meine Klassenkameraden verriet mir, dass mich alle anstarrten. Einige wirkten besorgt um mich, andere saßen mit hämischen Mienen da und freuten sich auf die Show, die Mrs. Price und ich ihnen gleich liefern würden. Und zweifellos waren alle dankbar, die gerade nicht in meiner Haut steckten. Allmählich regte sich in mir der Wunsch, ich hätte

damit bis zur zweiten Unterrichtsstunde gewartet. Mr. Smart war ein wesentlich freundlicherer Lehrer.

»Oh, tut mir leid. Ich wusste nicht, dass du die Klasse heute unterrichtest«, sagte Mrs. Price mit genau dem erwarteten Maß an Sarkasmus. Im Klassenzimmer wurde vereinzelt gekichert. Ich erwiderte nichts, stand nur da und versperrte den Ausgang, während ich überlegte, ob ich das Richtige tat. Hatte ich es wirklich gründlich durchdacht? Mittlerweile war es zu spät. Es gab kein Zurück mehr. Mit der zittrigen linken Hand fasste ich in meinen mit einem Träger über die rechte Schulter geschlungenen Rucksack. Ich erstarrte. Obwohl ich ertastet hatte, was ich suchte, brüllte etwas in mir immer noch, dass es falsch wäre und es eine bessere Lösung geben musste ...

»Schnauze!«, flüsterte ich jenem verängstigten Teil von mir zu. Ich wusste, dass es die richtige Vorgehensweise war. In mir hatte sich zu lange zu viel aufgestaut. Sie hatten es verdient. Alle. Was folgen würde, sobald ich die Hand aus dem Rucksack zöge, würde gerechtfertigt sein. Ich weigerte mich, mir vom ängstlichen Teil meiner selbst, der stillen Seite meiner Persönlichkeit, die Befriedigung verderben zu lassen, die ich erfahren würde.

»Was hast du gesagt?«, fragte Mrs. Price in einem Ton, den ich von ihr noch nie gehört hatte. Der Rest der Klasse auch nicht. Ein kurzer Blick zu den anderen zeigte mir, dass sie alle auf den unbequemen grauen Plastikstühlen leicht zurückgerutscht waren. Wer zuvor schadenfroh gegrinst hatte, saß mit ausdrucksloser

Miene da, um nicht Mrs. Price' Aufmerksamkeit zu erregen. Mehrere Gesichter waren erbleicht, wirkten erschrocken darüber, was sie gleich bezeugen würden. Dabei hatten sie keine Ahnung. An diesem Tag mussten sie nicht Mrs. Price fürchten.

Sondern mich.

Ich zog die Hand mit der 9-Millimeter-Glock meines Vaters aus meinem Rucksack, den Zeigefinger auf dem Abzug, die restlichen Finger fest um den Griff gelegt. Alle schrien auf, sogar Mrs. Price. Ich musste sie unter Kontrolle, zum Schweigen bringen. Unerwünschte Aufmerksamkeit konnte ich nicht gebrauchen. Es musste nicht schlimmer als geplant ablaufen.

»*Schnauze*, hab ich gesagt!«, zischte ich. Zuerst richtete ich die Waffe auf Mrs. Price. Sie fiel rückwärts auf den Boden. Unwillkürlich lächelte ich verhalten. All die Jahre, die sie uns angebrüllt hatte. All die Jahre, die sie sich für unantastbar gehalten hatte. Gefiel mir, sie fallen zu sehen. Ich schwenkte die Pistole auf meine Klassenkameraden herum. Einige versteckten die Gesichter hinter den Händen, als könnten sie so ein Projektil aufhalten, sollte ich schießen; andere waren dabei, sich unter ihrem Tisch zu verkriechen. Den Sadisten in mir überraschte, dass niemand dazu ansetzte, sich auf mich zu stürzen. Niemand versuchte, mir die Waffe zu entreißen und die Lage zu entschärfen. Darüber war ich froh. Ich wollte keinen Lärm von Schüssen. Noch nicht. Das hätte meine Pläne ruiniert. Dass alle vor Angst wie versteinert wirkten, sollte es vereinfachen, sie in Schach zu halten ...



Es fühlte sich seltsam an, Mrs. Price in der ersten Reihe unter den von ihr so verabscheuten Schülern sitzen zu sehen. Nicht nur weil ich es gewohnt war, dass sie vor der Klasse irgendjemanden niedermachte, sondern auch wegen ... ihres Gesichtsausdrucks, der Tränen in ihren Augen, ihrer Blässe, ihres Zitterns. So hatte ich sie noch nie erlebt. Sonst trat die Frau immer streng und dominant auf. Und apropos »dominant« – ich hatte Piers öfter mit seiner kleinen Gang darüber diskutieren gehört, ob Mrs. Price in hautengem Latex mit einer Peitsche in der Hand gut aussehen würde. Die Mehrheit seiner Freunde glaubte, das würde sie. Einige gaben sogar zu, zu Fantasien von ihr zu onanieren ... Einer aus der Gruppe meinte, die Beule in ihrem Schritt ruiniere für ihn den Gesamteindruck. Während sie nun vor mir saß, hatte sie rein gar nichts Männliches an sich. Nichts Dominantes. Sie war bloß ein Niemand. Vielleicht sollte ich sie aufstehen und Piers und seiner Gang beweisen lassen, dass sich unter dem schwarzen Bleistiftrock kein Schwanz versteckte. Nein. Das wäre nicht fair. Trotz allem, was sie uns täglich durchmachen ließ, ging es nicht darum, sie zu erniedrigen. Unter dem Strich war sie nur deshalb

streng, um uns unter Kontrolle zu halten. Außerhalb der Schule war sie vermutlich menschlich. Tief in ihrem Inneren. Irgendwo.

»Was hast du vor?«, fragte sie kleinlaut. Ich musste zugeben, dass sie mich überraschte. Meist schwang in ihrer Stimme etwas Maskulines mit. Diesmal nicht. Stattdessen klang sie wie ein verängstigtes kleines Mädchen. Ohne zu sehen, wer sprach, hätte man ohne Weiteres glauben können, dass die Worte von einer der zahlreichen Schülerinnen der Schule stammten.

Ich antwortete ihr nicht. Stattdessen griff ich zum Stapel ihrer Mappen, die sie beim Reinkommen auf das Lehrerpult gelegt hatte, und ergriff die mit ›Anwesenheit‹ beschriftete. Ich schlug die erste Seite auf, eine Liste der Namen der Jungen und Mädchen, die sich für diese Unterrichtsstunde vor mir befinden sollten.

»Wenn ich euch aufrufe«, sagte ich, »meldet ihr euch bitte mit *hier*.« Und so verlas ich einen Namen nach dem anderen von der Liste vor mir, obwohl ich sie nicht gebraucht hätte. Ich kannte sie alle, meine Klassenkameraden. Die Menschen, die mich in den vergangenen zwei Jahren tagein, tagaus gequält hatten, sei es durch Beschimpfungen oder körperliche Misshandlung. Ich würde ihre Namen nie vergessen. Und nach diesem Tag würde den Menschen auch meiner in Erinnerung bleiben. Nach wenigen Minuten war der Appell erledigt. Zur Abwechslung fehlte niemand. Gut. Wäre ein Jammer gewesen, wenn jemand das hier verpasst hätte.

Ich legte die Mappe weg und ließ den Blick über die Klasse wandern. Bei einigen bedauerte ich, dass sie anwesend waren und es miterleben mussten. In einer Klasse mit 25 Schülerinnen und Schülern gab es zwangsläufig einige wie mich. Sie verdienten es nicht, dabei zu sein. Sie verdienten nicht, was bevorstand. Nur blieb mir keine andere Wahl. Wenn ich sie gehen ließe, würden sie natürlich jemandem darüber Bescheid geben, was vor sich ging. Ich an ihrer Stelle würde Hilfe holen, wenn ich abhauen dürfte. Mein Blick heftete sich auf Rebecca Clarke. Sie saß in der Mitte des Raums in der Nähe einer der Wände. Rebecca gehörte zu den lautereren Mädchen der Klasse. Ihr Augenmerk drehte sich mehr darum, mit so vielen Jungs wie möglich zu schlafen, statt nützliches Wissen aufzusaugen. Wenn man den Gerüchten glauben durfte – und ich hatte keinen Grund, sie zu bezweifeln –, hatte sie schon mehr Sperma geschluckt, als ich warme Mahlzeiten gegessen hatte. Natürlich hatte sie bei ihrem Aussehen keine Mühe, die Aufmerksamkeit von Jungs zu erregen – langes dunkles Haar, das bis zur zierlichen Taille reichte, dazu große Brüste, betont von einem eng anliegenden Shirt mit dem Logo der Schule. Im Gegensatz zu vielen anderen Mädchen, die Hosen trugen, entschied sie sich stets für einen Rock. In den Mittagspausen nahm sie sich sogar Zeit, ihn ein wenig hochzurollen, um mehr Bein zu zeigen. Manchmal so weit, dass man unweigerlich glaubte, sie würde nur noch einen Gürtel tragen. Mit spätestens 18 würde sie wohl schwanger sein, vermutete ich.

Rebecca hatte ihr Smartphone in der Hand und tippte hektisch darauf herum. Ich ergriff die Pistole vom Tisch, richtete sie direkt auf sie und spähte das Visier entlang. Es war etwas beängstigend, wie einfach es wäre, ihr armseliges Leben sofort zu beenden. Ein kurzer Druck mit dem Abzugsfinger, schon würde ihr Gehirn über den hinter ihr sitzenden David Barlow spritzen. Armer David. Er gehörte zu den Guten. Wenn ich mich nicht gerade selbst bemitleidete, dann ihn. Im Gegensatz zu Rebecca gaben wir uns zumindest Mühe im Unterricht. Nur hatten wir meist Schwierigkeiten, den Stoff zu kapieren. Unsere Dummheit sorgte für reichlich Belustigung bei den Mitschülern – einige waren genauso planlos wie David und ich. Der Unterschied bestand darin, dass es ihnen schnurzegal war.

»Rebecca«, sagte ich. Meine Stimme klang ruhig. Laut zu werden, würde nichts bringen. Es war nicht nötig. Nicht solange ich eine Waffe hatte. Rebecca schaute auf und erstarrte, als sie feststellte, dass sie in die Mündung einer 9-Millimeter-Pistole blickte. »Sei so gut und reich mir dein Handy rüber ...«

»Ich hab nichts gemacht«, wollte sie mir weismachen. Für wie bescheuert hielt sie mich eigentlich? Tja, sie würde bald erkennen, dass sie mich lieber ernst nehmen sollte. Als ihr klar wurde, dass ihre Worte nutzlos waren, stand sie langsam auf. »Bitte schieß nicht«, bat sie wimmernd. So verängstigt sie wirkte, es fiel mir schwer, Mitgefühl für sie aufzubringen. Jedes Mal wenn ich sie ansah, erinnerte ich mich an jenen Abend – ihre Hand an meinem Bein, ihr Atem an meinem Ohr, ihre

geflüsterten Worte, das Funkeln in ihren Augen, als sie meinen Schritt gedrückt hatte ...

»Ich hab gesagt, *du sollst mir dein Handy geben.*«

Sie kam nach vorn und legte es auf den Schreibtisch der Lehrerin, an dem ich saß. Ich ließ sie nicht aus den Augen. An jenem Abend damals, einem der seltenen, an denen ich zu einer der zahlreichen Partys eingeladen worden war, hatte sie es für eine gute Idee gehalten, so zu tun, als wollte sie mich. Sie flüsterte mir süße Nichtigkeiten ins Ohr, redete mir ein, sie habe schon lange mit mir schlafen wollen, sei aber zu schüchtern gewesen, um mich anzusprechen. Ein Teil von mir wusste, dass sie mich nur verarschen wollte, ein anderer jedoch, der einsame, wollte ihr glauben. Was war ich damals dumm gewesen. Rebecca gehörte nicht zu den Mädchen, die sich in jemanden verliebten. Dafür hatte sie eine zu gehässige Ader. Sie hatte mich lediglich aufgeilen wollen, während sich Piers und seine Gang draußen mit ihren Handys bereitgehalten hatten ...

»Ist das alles?«, fragte sie. Ihre zittrige Stimme holte mich zurück in die Gegenwart. Ich schüttelte den Kopf. Nein, das war nicht alles. »Du kannst nachschauen, ich hab keine Nachrichten verschickt ...« Ich schob den Stuhl zurück, schuf eine Lücke zwischen mir und dem Tisch – groß genug, damit sie hindurchpasste.

»Unter den Tisch«, befahl ich.

»Was?«

Rebeccas Bestrafung war mir auf Anhieb eingefallen. Schon seit jenem Abend konnte ich kaum noch an etwas anderes denken. Ich würde sie zu dem zwingen,

womit sie mich damals hatte aufgeilen wollen. Der Zeitpunkt war so gut wie jeder andere. »Unter den Tisch«, wiederholte ich.

»Nein ...«

Mit der Pistole im Anschlag stand ich auf und näherte mich ihr. Als ich die Mündung an ihrem Schädel ansetzte, gab sie ein komisch klingendes Winseln von sich. Ein wenig wie ein Hund, dem man auf den Schwanz trat. »Unter ... den ... Tisch, hab ich gesagt.«

Schließlich nickte sie, schob sich um mich herum und kroch darunter. Sobald sie sich dort befand, wo ich sie haben wollte, setzte ich mich wieder auf den Stuhl und rollte mich näher zum Tisch. Darunter spreizte ich die Beine zu Rebeccas Seiten. Ich hörte sie weinen, achtete jedoch nicht darauf.

»Bitte ... Das ist jetzt weit genug gegangen«, kam es von Mrs. Price. Sofort schleuderte ich ihr einen vernichtenden Blick zu. Ich hatte doch noch nicht mal angefangen. Sie verstummte.

Mit der freien Hand öffnete ich den Reißverschluss meiner Hose. Meine Klassenkameraden konnten durch die Tischplatte nicht sehen, was ich tat, wussten es aber. Ich holte mein Glied heraus. Bereits halb steif. Ob es an der Kontrolle lag, die ich über alle hatte, oder an Vorfreude darauf, was ich von Rebecca bekommen würde, vermochte ich nicht zu sagen.

»Wissen Sie«, wandte ich mich an Mrs. Price, »ich war mal auf einer Party. Rebecca war auch dort. Damals hat sie zu mir gemeint, ich würde ihr ach so gut gefallen und sie habe längst mit mir schlafen wollen. Sie hat

sich so freundlich verhalten. Das hatte ich vorher noch nie von jemandem erlebt – ein solches Maß an Freundlichkeit. Sie wissen schon, ein Gefühl von Wertschätzung. Lauter nette Dinge hat sie gesagt. Und sie hat mich angefasst. Mich geküsst. Mich durch die Hose gestreichelt. Als sie angefangen hat, den Reißverschluss aufzuziehen, dachte ich ehrlich, ich hätte alle meine Geburtstage auf einmal ...« Unter dem Tisch hörte ich Rebecca weinen und beteuern, wie leid es ihr tat. Ich achtete nicht darauf. »Und auf einmal stürmen Piers und seine Freunde rein, lachen, richten die Kameras ihrer Handys auf mich, filmen. Ich hab auf mehr als eine Weise entblößt dagesessen. Keine Ahnung, wie viele Leute das Video gesehen haben – sie waren so freundlich, es mir auch per E-Mail zu schicken. Wissen Sie, nachdem ich an dem Abend nach Hause gekommen bin, habe ich mir eine Schlinge um den Hals gelegt, mich auf die Bettkante gesetzt und mir gedacht, so wäre es am besten – wenn ich mich erhänge. Nur der Gedanke, dass meine Eltern mich am nächsten Morgen tot von der Decke baumelnd finden würden, hat mich davon abgehalten, es wirklich zu tun. Haben Sie eine Ahnung, wie es ist, sich so erniedrigt zu fühlen, dass man nicht mehr weiterleben will?«

»Denk auch jetzt an deine Eltern«, sagte Mrs. Price.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich werde nie der Sohn sein, den sie sich gewünscht haben. Das ist mir inzwischen klar. Sie wollten einen mit etwas im Oberstübchen. Einen, der etwas aus seinem Leben machen könnte. Das bin ich nicht. Ich bin ein Nichts. Ein

Niemand. Ohne das, was heute passieren wird, würde sich niemand an mich erinnern, wenn ich nicht mehr bin. Niemand. Rebecca – nimm ihn in den Mund. Und wenn ich Zähne spüre, erschieße ich deine Freundinnen.«

»Das ist nicht der richtige Weg«, meldete sich Mrs. Price zu Wort. »Wir können alle suspendieren, während wir den Vorfall untersuchen. Wir können ...«

»Rebecca, worauf wartest du?«, unterbrach ich Mrs. Price' verzweifelten Redefluss. Tausend Stromstöße durchzuckten mich, als ich spürte, wie Rebeccas Finger mein anschwellendes Glied streiften. Es fühlte sich genauso gut an, wie ich es mir immer vorgestellt hatte. Unwillkürlich schloss ich für wenige Augenblicke die Lider, als ich spürte, wie sich ihr warmer Mund über meinen Schaft stülpte und daran entlangglitt. Es fühlte sich so verdammt gut an. Wie ich es gehant hatte. Etwas fahrig wandte ich mich an den Rest der Klasse. »Ich möchte, dass ihr nacheinander eure Mobiltelefone zum Lehrerpult bringt. Du fängst an ...« Ich richtete die Waffe auf Craig Clemo, einen dunkelhaarigen Jungen mit großen braunen Augen, der ganz rechts an der Wand saß. Gegen ihn hatte ich nichts. Er war ein Niemand, ein bisschen wie ich. Wenn die Tyrannen ihr Unwesen trieben, zog er den Kopf ein und hielt sich raus. Manchmal fragte ich mich, wie anders meine Schulzeit verlaufen wäre, wenn ich mich für seine Bewältigungsmechanismen entschieden hätte. Wenn ich mich nicht für David Barlow eingesetzt hätte, als Piers auf ihm herumgehackt hatte. Hätte Piers dann nie

Notiz von mir genommen? Hätte ich ihm unbemerkt wie ein Geist ausweichen können?

Craig stand auf und brachte sein Handy nach vorn. Nachdem er es auf den Tisch gelegt hatte, kehrte er zu seinem Platz zurück.

»Du.« Ich zeigte mit der Pistole auf Rachel, die hinter ihm saß. Auch sie stand auf und lieferte ihr Smartphone auf dem Pult ab. Kaum hatte sie Platz genommen, brachte der Nächste unaufgefordert sein Telefon nach vorn. Lächelnd lehnte ich mich zurück. Während die anderen damit beschäftigt waren, hatte ich Zeit, zu genießen, was Rebecca tat. Ein leckendes Gefühl an der Eichel, das von ihrer Zunge ausgehen musste. Ein zartes Kraulen meiner Hoden. All die Jahre der Übung hatten sich bei ihr eindeutig gelohnt. Unwillkürlich seufzte ich, während ihr Mund an meinem Schaft entlangglitt, vor und zurück, vor und zurück. Schneller ... schneller ... langsamer. Aufreizend. Auf angenehme Weise. Ich fragte mich, ob die anderen Mädchen in der Klasse es auch so gut beherrschten. Mein Blick fiel auf Mrs. Price. Oder sie ...

Ein Kribbeln, wie wenn ein Arm oder ein Bein eingeschlafen ist, breitete sich durch meine Oberschenkel aus. Das angenehme, vertraute Gefühl eines bevorstehenden Orgasmus. Ich bemühte mich, es mir nicht im Gesicht anmerken zu lassen, während ich weiter Mrs. Price anstarrte und mich fragte, wie es wohl wäre, sie zu vögeln. Dann bewegte ich die freie Hand unter den Tisch und fixierte Rebeccas Kopf an mir. Gerade noch rechtzeitig. Sie versuchte nämlich, sich

zurückzuziehen, als ich in ihrem Mund abspritzte. Aber ich hielt sie fest. Und lauschte, wie sie würgend schluckte. Braves Mädchen. Danach gab ich ihren Hinterkopf frei und gestattete ihr, sich zu entfernen. Ich konnte sie weinen hören. War es wirklich so schlimm?

Schuldgefühle durchströmten mich, als mir plötzlich bewusst wurde, dass mich alle anstarrten. Sie beobachteten jede meiner Bewegungen. Und hatten mich kommen sehen. Ich schob mein von Rebeccas Speichel beschichtetes Teil zurück in die Hose und zog den Reißverschluss zu. Was hatte ich getan? Wozu war ich geworden? Ich erkannte mich selbst nicht mehr.

2

Eine weitere neue Schule, an der ich mich zurechtfinden musste. Ich liebte meinen Vater, aber nicht, womit er sich den Lebensunterhalt verdiente. Ständig zogen wir um, und ich musste eben erst gefundene Freunde zurücklassen, wieder von vorn anfangen. Im Unterricht, mit dem ich mich so schon schwertat, musste ich aufholen, weil mit anderen Büchern als an der vorherigen Schule gearbeitet wurde. Ich hasste es, der Außenseiter zu sein. Derjenige, für den es in der Menge nie freundliche Gesichter gab. Es lief immer gleich ab. Aufbruch zur Schule. Orientierungslos nach dem richtigen Klassenzimmer suchen. Verspätetes Eintreffen zum Unterricht – oder in Begleitung einer Lehrerin oder eines Lehrers, was noch schlimmer war. Dann ein Auftritt vor der Klasse, um mich vorzustellen. Eine Erklärung, warum ich eben erst in die Stadt gezogen war. Anschließend musste ich mich auf den einzigen freien Platz setzen, in der Regel ganz vorn, und spürte während der gesamten Unterrichtsstunde sämtliche Blicke im Rücken. Die Bücher musste ich mit jemandem teilen, dem lieber gewesen wäre, ich hätte meine eigenen. Haufenweise Hausaufgaben nachzuholen. Überwiegend Leseaufträge, die ich schier

unmöglich bewältigen konnte. Ja, ich liebte meinen Vater, aber ich hasste es, dass wir seinetwegen so oft umziehen mussten.

»Hab einen schönen Tag, Schatz«, rief meine Mutter. Als ich das Eingangstor zur Schule erreichte, drehte ich mich zu ihr um und sah sie enthusiastisch winken. Gern hätte ich die Geste erwidert, doch es war schon peinlich genug, dass sie mich gerade in Hörweite anderer »Schatz« genannt hatte. Einige davon würden vielleicht in meiner Klasse sein. Stattdessen schenkte ich ihr nur ein freudloses Lächeln und wandte mich wieder der Schule zu. Auf ein Neues.

Die Anfangszeit war immer am schlimmsten. Bis zum Ende des ersten Tages fand man in der Regel wenigstens einen Freund. Jemanden, an dem man sich orientieren konnte, während man weitere Freundschaften schloss. Während ich die Gesichter in der mit mir zum Eingang strömenden Menge betrachtete, fragte ich mich, ob jemand davon zu meinen neuen Freunden gehören würde. Auf den ersten Blick wirkte niemand besonders umgänglich. Ich hatte das Gebäude noch nicht mal betreten, und schon fühlte ich mich unwohl. *Keine idealen Startvoraussetzungen*, dachte ich, als ich vereinzelt Gemurmel kleiner Gruppen hörte, die sich fragten, wer »der Neue« sein könnte, und darüber raunten, wie »schräg« ich aussah.

Wie sie auf Letzteres kamen, überstieg meine Vorstellungskraft. Auf der anderen Seite des Parkplatzes bemerkte ich in einer Ecke eine ganz in Schwarz gekleidete Truppe. Sogar die Jungs trugen Make-up,

soweit ich es erkennen konnte. Eine andere Gruppe auf demselben Parkplatz hatte aufeinander abgestimmte Klamotten und verschiedenfarbige Igelfrisuren. Und ich trabte in ausgebleichten Jeans, einem schwarzen Kapuzenpulli und einigermaßen neuen weißen Turnschuhen auf den Eingang zu – Letztere zugegebenermaßen zu hell, doch ich ging davon aus, dass sich das innerhalb weniger Tage ändern würde. Mein Haar hatte seine natürliche braune Farbe und ich war glatt rasiert. Meine Augen waren beide dunkelbraun – im Gegensatz zu dem Mädchen, an dem ich gerade vorbeigegangen war. Bei ihr schien eines blau zu sein, das andere grün – und über mich wurde gemunkelt, ich sei schräg. Tatsächlich würde ich an dieser Schule wohl eher zu den Unscheinbaren gehören. Außer natürlich, wenn ich entschied, Zuflucht auf dem Parkplatz zu suchen. Soweit ich es bisher mitbekommen hatte, schien das ein Ort zu sein, den man besser mied.

Ich schob die Flügel der großen Doppeltür auf und betrat meine neue sogenannte Bildungsstätte. Der vertraute »Schulmief« schlug mir entgegen, sobald ich die Schwelle überquerte. Keine Ahnung, was es mit Schulen auf sich hatte, dass sie alle denselben muffigen Geruch besaßen. Vielleicht lag es an den alten Lehrbüchern für den Unterricht. Vielleicht verströmten sie den Gestank von Alter und Tod, und man merkte es deshalb, weil sich so viele davon über das Gebäude verteilten. Vielleicht.

Der Korridor vor mir erstreckte sich, so weit das Auge reichte. Hohe Spinde aus Holz säumten die Wände, mit

Lücken dazwischen, wo sich die Türen zu den Klassenzimmern befanden. Ich würde wetten, dass die Räume wie in all den anderen Schulen, die ich kennengelernt hatte, keine bestimmte Ordnung aufwiesen, obwohl sie im Stundenplan mit ›Unterrichtsraum eins‹, ›Unterrichtsraum zwei‹ und so weiter aufgeführt waren. An der letzten Schule, einige Ortschaften von dieser entfernt, war ich zuerst auf eine Tür mit der Nummer 24 gestoßen. Erst Tage später hatte ich die Nummer eins in einem völlig anderen Trakt entdeckt, fernab des Haupteingangs, versteckt im obersten Stockwerk neben Zimmer 65. Als mir das zum ersten Mal aufgefallen war, keine Ahnung mehr, in welcher Schule, hatte ich gedacht, irgendein gelangweilter Schüler wäre herumgelaufen und hätte die Türschilder vertauscht, um die Leute zu verwirren.

Aber nach den vielen verschiedenen Schulen, die ich mittlerweile kennengelernt hatte, wusste ich, dass dem nicht so war. Es sei denn, der Verantwortliche saß im selben Boot wie ich und wechselte stets mit mir. Was ich stark bezweifelte.

Ich trat im Korridor zur Seite, um dem endlosen Strom der Schüler nicht im Weg zu stehen, und griff in die Tasche, tastete nach meinem Stundenplan, einem kleinen Zettel mit meinen Unterrichtsstunden und den entsprechenden Klassenzimmern. Die Schule hatte ihn vor ungefähr einer Woche per Post geschickt.

»Bist du neu hier? Suchst du was Bestimmtes?«, fragte eine ruhige männliche Stimme hinter mir. Ich drehte mich um und erblickte einen Jungen ungefähr in

meinem Alter. Mausblondes Haar, sommersprossiges Gesicht. Ein freches Lächeln mit deutlichen Grübchen auf den Wangen. Unwillkürlich fragte ich mich, ob es ein Lächeln war, dem man vertrauen konnte, oder ein Grinsen, weil er mich gleich in die völlig falsche Richtung schicken würde, nur weil er es konnte.

»Ist das so offensichtlich?«, fragte ich.

»Na ja, zum einen trägst du den Rucksack über beiden Schultern. Das machen hier nur Neue. Zweitens schaust du mit ziemlich planloser Miene auf deinen Stundenplan. Da braucht man nur eins und eins zusammenzuzählen.« Er lachte. »Wohin musst du?«

Ich sah im Stundenplan nach. »Englisch bei Mrs. Jones«, antwortete ich.

Sein Lächeln wurde breiter. »Na so was! Dann kannst du gleich mitkommen«, bot er mir an. Ich dankte ihm und steckte den Stundenplan wieder ein. »Wie heißt du?«, fragte er, nachdem er mir mitgeteilt hatte, dass sein Name David war.



David sah mich von seinem Platz direkt hinter dem von Rebecca mit einem Ausdruck an, als hätte er keine Ahnung, wer ich war. Als ich Rebeccas Schluchzen auf dem Weg zurück zu ihrem Platz hörte, wusste ich es selbst nicht mehr. So war ich nicht. Wirklich nicht. Ich war ein anständiger Mensch. Normalerweise. Wie mein Freund David. Einer der Guten. Wie ich an diesem Tag auftrat ... das sah mir in der Regel nicht ähnlich.

Überhaupt nicht. Dazu hatten sie mich getrieben. Sie hatten mich so werden lassen. Sadistisch. Hasserfüllt. Rachsüchtig. Es ist ihre Schuld.

Ich betrachtete den Rest der Klasse. Alle sahen mich mit demselben Ausdruck wie David an. Mrs. Price schaute zu Rebecca. Ich merkte ihr an den Augen an, dass sie unbedingt zu ihr hingehen und sie trösten wollte. Plötzlich drehte sie den Kopf mir zu, als könnte sie fühlen, wie sich mein finsterner Blick seitlich in ihr hübsches Gesicht bohrte. Den Ausdruck in ihren Augen erkannte ich nicht. Ohne die Worte auszusprechen, schien sie zu fragen: *Was hast du getan?* Ich vergaß, wie sehr ich mich gerade hasste, und antwortete ihr mit einem eigenen Blick. Meiner vermittelte: *Ich habe getan, was sie verdient hat. Und das war erst der Anfang.*

Ich stand hinter dem Lehrertisch auf, um mich an die Klasse zu wenden. Es fühlte sich so an, als sollte ich etwas sagen. Ich war mir zwar sicher, dass einige wussten, was ich vorhatte, andere jedoch würden bestimmt keinen Schimmer haben. Immerhin hatte ich mit manchen meiner Klassenkameraden noch kaum geredet und sie ihrerseits nicht mit mir. In Anbetracht der Umstände erschien es mir nur fair, ihnen vor Augen zu führen, was ich gerade tat. Und sie wissen zu lassen, dass ihnen nichts passieren würde.

»Wenn ich euch aufrufe, möchte ich, dass ihr aufsteht. David Barlow ...« Die Klasse verstummte. »Lindsey West ...« Wie von mir verlangt, erhoben sie sich nacheinander, wenn ihre Namen ertönten. Alle wirkten sie

nervös, als sie aufgerufen wurden. Obwohl sie keinen Grund dazu hatten. Insgesamt sieben – David, Lindsey, Elizabeth, Marcus, Samantha, Kate, Helen. Schon komisch, dass ich hauptsächlich Mädchennamen aufrief. Lag wohl eher in der Natur von Jungs, grausam zueinander zu sein. Aber nicht mehr lange. Nicht mehr, wenn ich fertig wäre. Bis zum Mittag würde sich auch in der Stadt verbreitet haben, was bevorstand – eine eindringliche Warnung an andere davor, ähnliche Fehler zu begehen wie Piers und seine Freunde.

Ich richtete den Blick auf die noch Sitzenden. Zu ihnen gehörte Craig Clemo. Kurz spielte ich mit dem Gedanken, auch seinen Namen aufzurufen. Dann jedoch fiel mir ein, dass er in einen der Vorfälle verwickelt gewesen war, bei denen man mich fertiggemacht hatte. Er hatte den Kopf unten behalten und mir in keiner Weise geholfen. Nicht mal nachdem die Gruppe abgerückt war und ich mir die blutige Nase gehalten hatte. Er hatte sich nicht erkundigt, wie es mir ging oder ob er etwas für mich tun könnte. Nichts dergleichen. Er hatte nur dagestanden und mich beobachtet. Also konnte er ruhig sitzen bleiben.

»An alle, die gerade stehen – tut mir leid, dass ihr hier seid. Hätte es eine andere Möglichkeit gegeben, ich hätte sie ergriffen, das könnt ihr mir glauben. Euch will ich nicht verletzen. Ihr habt mir nichts getan, und soweit ich weiß, auch sonst niemandem. Wenn ihr wollt, könnt ihr herkommen, die Stühle mitbringen und euch in meine Nähe setzen. Außerhalb der Gefahrenzone.« Nach einer kurzen Pause kamen alle sieben nach vorn,

wie ich es ihnen angeboten hatte. Die anderen schauten nervös und verwirrt drein. »Ich weiß, es wird nicht passieren, aber falls einer von euch irgendwas Krumpes versucht, muss er zurück zu den anderen. Kapiert?«

Sie nickten. David schien unbedingt etwas sagen zu wollen, doch es drang kein Wort über seine bebenden Lippen.

Mrs. Price fragte: »Was ist mit mir? Was habe ich getan?«

Ich schleuderte ihr einen Blick zu: »Bei Ihnen geht's eher darum, was Sie *nicht* getan haben.« Ursprünglich hatte ich zwar gedacht, es ginge nicht um sie, doch bei genauerer Betrachtung war Mrs. Price genauso schlimm wie einige der Schülerinnen und Schüler vor mir. Wie sie manche von uns regelmäßig vor der gesamten Klasse zusammenstauchte, demütigte uns und schadete unserem Selbstwertgefühl. Je länger ich sie dort betrachtete ... desto mehr sah ich in ihr eine Tyrannin anderer Art.

Matt Shaw bei FESTA:

Perverse Schweine

Porno

Monster (mit Michael Bray)

Boys' Night (mit Wrath James White)

Oktopus

Splatter Punk

Was ist dein Preis?

Bitte nicht lesen!

Extrem bizarr

Aus dem Feuer

Smile

Der Peiniger

9 Monate

Das achte Opfer

Infos, Leseproben & eBooks:

www.Festa-Verlag.de